

«Die Erregung ist gigantisch»

Der deutsche Sexualwissenschaftler Martin Dannecker ist der versierteste Analytiker der sexuellen Angebote des Internets. Die teilnehmende Beobachtung gehört zu seinen Forschungsmethoden.
Von Barbara Lukesch und Malte Jäger (Bild)

Herr Dannecker, Sie sind knapp siebzig Jahre alt und einer der besten Kenner des Themas «Sexualität und Internet». Was hat Ihr Interesse ursprünglich entfacht?

Die Deutsche Aids-Hilfe bat mich um einen Vortrag zu diesem Thema, und ich habe nach Gesprächen mit erfahrenen Nutzern und viel Lektüre schnell gemerkt, auf welch ungeheuer interessantes Phänomen ich da gestossen bin. Die einen verteufeln es, andere verharmlosen es und tun so, als biete das Netz bloss eine Kontaktbörse mehr. Ich selber war zunächst abgestossen und fasziniert gleichermaßen, nur schon angesichts der gigantischen, schier unvorstellbaren Menge an pornografischem Material, das einem da zur Verfügung gestellt und von Abermillionen Menschen konsumiert wird.

Liest man Ihre Publikationen, staunt man über Ihre Insiderkenntnisse.

Ich habe mich der sozialwissenschaftlichen Methode der teilnehmenden Beobachtung bedient. Ich wollte sozusagen am eigenen Leib erfahren, welche Wirkung die verschiedenen sexuellen Angebote des Internets auslösen können. Nicht nur riesige Portale wie youporn.com oder cam4.com habe ich durchforstet, sondern mich auch an vielen Chats beteiligt. Das ging natürlich nicht ohne sexuelle Erregung auch auf meiner Seite ab, denn in diesem Medium, so meine Kernthese, steht die Suche nach sexueller Erregung ganz im Zentrum.

Geht denn das: als Forscher die eigene sexuelle Erregung unter die Lupe nehmen und wissenschaftlich analysieren?

Es ist wirklich nicht immer einfach, sich im Anschluss an einen Chat nüchtern zu befragen: «Wann wurde ich warum erregt? Was ist bei mir beziehungsweise beim anderen abgelaufen?» Aber mit ein wenig Übung gelingt die Distanzierung und die Reflexion über diese eigentümliche Erfahrung.

Haben Sie beim Chatten auch Dinge über die Sexualität erfahren, die sogar für Sie als Sexualwissenschaftler mit rund vierzigjähriger Berufserfahrung neu waren?

Ich habe unglaubliche Sachen gehört, die mir wohl auf konventionellen Wegen nicht zugetragen worden wären. Ein Beispiel: Ich hatte längere Zeit mit einem knapp fünfzigjährigen Mann gepocht, der bemerkenswert gut aussah. Das konnte ich den Bildern entnehmen, die er auf seinem Profil im Netz zeigte: Ganzkörper,

von vorne, von hinten, Geschlechtsteile in Grossaufnahme, alles. Irgendetwas aber irritierte mich an ihm. Irgendetwas stimmte nicht. Im Laufe der Zeit gestand er mir, dass er sich zahllosen kosmetischen Operationen an seinem Körper hatte unterziehen lassen: Hintern, Brust, Beine, Arme, überall. Er habe ohne perfekten Körper nicht länger in der sexuellen Welt agieren können. Dass es unter Männern narzisstische Störungen dieses Ausmasses gibt, wusste ich vorher nicht.

Was hat das Internet, «das weltweit grösste Warenhaus der Sexualität», wie Sie es nennen, Neues im Sortiment?

Seitdem es das interaktive Web 2.0 gibt, stellen unzählige Männer und Frauen ihre privaten Videofilme, auf denen sie bei den unterschiedlichsten sexuellen Varianten, allein, zu zweit oder zu dritt, zu sehen sind, ins Netz. Viele zeigen inzwischen sogar ihr Gesicht. Via Webcams sind zusehends mehr Menschen auch live beim Sex zu beobachten. Da masturbieren oder kopulieren Männer und Frauen, und – hochfaszinierend – zeitgleich können die Betrachter auf einer Chatleiste auf derselben Seite Kommentare

«Dass es unter Männern narzisstische Störungen dieses Ausmasses gibt, wusste ich nicht.»

abgeben, eigene Fantasien, Anregungen oder Wünsche äussern, kurz: interagieren. Diese Phänomene zeigen besonders schön, dass das Internet in einem sexuellen Zwischenraum zwischen Fantasie und Realität angesiedelt ist.

Ist denn das Internet ein neues Tummelfeld für Exhibitionisten?

Im ersten Moment könnte man tatsächlich annehmen, dass hier lauter Exhibitionisten beziehungsweise Voyeure am Werk sind. Doch angesichts von Millionen von Nutzern muss man inzwischen von einer soziosexuellen Praxis sprechen, die offenbar bei ganz vielen Menschen lebendig ist und ihnen Erregung verschafft. Das lässt sich nicht länger als Perversion einer Randgruppe klassifizieren.

Vielleicht ist ja die Vorstellung erregend, dass die eigene Sexualität Millionen von anderen Menschen anzutörnen vermag?

Ich glaube auch, dass sich hier gigantische sexuelle Grössenvorstellungen Bahn brechen. Bei den Männern sieht man es beson-

ders deutlich. Die onanieren übers Internet, und ihre tollste Fantasie wird scheinbar wahr: Ihr Schwanz ist so interessant, dass Hunderttausende ihnen zuschauen und seufzen: «Ist der schön!» Das ist ein phallischer Triumph der Sonderklasse.

Trotzdem erstaunlich, dass niemand an die unutilgbaren Spuren denkt, die er im weltweiten Netz mit der Preisgabe von so viel Intimität hinterlässt.

Das hat mich anfangs auch fassungslos gemacht. Ich glaube inzwischen, dass viele Leute eine scharfe Grenze zwischen der Realität und der virtuellen Welt ziehen. Im Netz fühlen sie sich anonym und geschützt, selbst wenn sie ihr Gesicht zu Markte tragen, was ja so etwas wie das Versprechen der ganzen Person einschliesst.

Liegt hier auch der Reiz der pornografischen Hausmannskost für die Betrachter?

Die privat hergestellte Pornografie scheint offenbar auf viele einen Reiz auszuüben, auch das Unperfekte der Körper oder der sexuellen Handlungen, das die kommerzielle Pornografie ja auf alle Arten zu beseitigen versucht.

Lassen Sie uns über das Chatten mit sexueller Aufladung reden. Welchen Stellenwert hat diese Praxis?

Beim Chatten läuft eindeutig am meisten. Für viele ist es ein Raum, den sie mit dem Wunsch nach Kontaktabbau aufsuchen. Doch das geht oft nicht so schnell. Sondern es entsteht zunächst ein mehr oder weniger langes Gespräch über Sexualität. Was will ich? Was die andere? Dabei entwickelt sich eine Dynamik höchster Sexualisierung, die Fantasien freisetzt, welche differenziert und ausgefeilt werden und – ganz entscheidend – mit der Zeit die Gestalt eines Wunsches nach Realisierung annehmen. Dann kann es sein, dass sich die beiden verabreden und, ausgestattet mit einem im Chat umschriebenen sexuellen Skript, auf eine leibhaftige Begegnung einlassen.

Wie laufen solche Begegnungen ab?

Ich bereite gerade eine empirische Studie mit einem Kommunikationswissenschaftler vor, in der wir auch diese Frage klären wollen. In der Regel sind die realen Treffen wohl nicht so atemberaubend, wie es das gemeinsame Chatten hat erwarten lassen. Es ist so: Man kann im Internet auf einzigartige Weise die sexuelle Sau rauslassen, ohne Angst haben zu müssen, zurückgewiesen oder bestraft zu werden.



«Phallischer Triumph der Sonderklasse»: Wissenschaftler Dannecker.

Das Ganze erinnert an die Fasnacht, an der sich die Leute im Schutz ihrer Masken und Kostüme austoben.

Das Prinzip ist tatsächlich alt, nur das Medium ist neu und ständig verfügbar. Die Fasnacht ist ja zeitlich begrenzt. Aber in beiden Fällen begeben sich in einen Ausnahmezustand, in dem ich nicht mehr derjenige bin, der ich in der Realität bin, und in dem ich mich so verhalten darf wie sonst nie. Dazu hat das Internet einen regelrechten Geniestreich ausgeheckt: Es bietet uns die Möglichkeit, mit einem sogenannten *nickname*, also Decknamen, aufzutreten.

Warum ist das Ablegen des Namens so bedeutungsvoll?

Indem wir unseren realen Namen abstreifen, lassen wir auch unsere verinnerlichten sexuellen Normen zurück, die stark mit unserem Namen verknüpft sind. Schliesslich war es immer mein Name, unter dem ich zur Ordnung, auch zur sexuellen Ordnung, gerufen wurde. Ohne diesen Namen können sogar Menschen, die sich im Alltag als gehemmt beschreiben, plötzlich auf eine Art über ihre Sexualität sprechen, die sie nie für möglich gehalten haben. Das Internet, dieser nahezu sanktionsfreie Raum, hat ihnen die Zunge gelöst, ja häufig ihre sexuellen Fantasien überhaupt erst ins Bewusstsein gebracht. Da darf ich im Chat schreiben: «Du Sau, ich nehme dich jetzt mal ganz hart dran!», oder noch ganz andere Überschreitungen meiner bisher praktizierten sexuellen Vorlieben und muss keine Angst vor den Folgen haben. Das schürt ungeheure sexuelle Erregungen.

Es bleibt dennoch der Eindruck des Mechanistischen. Irgendetwas fehlt doch in der virtuellen Welt.

In dem Moment, in dem man sich im Chat auf die Interaktion mit einer anderen Person einlässt, ist es überhaupt nicht mehr mechanistisch, weil es im virtuellen Raum einen realen, wenn auch anonymen Menschen gibt, der auf die in Sprache gesetzte Erregung mit der seinen antwortet. Das ist ganz wichtig. Das Gegenüber muss auch bei der Sache sein. Erfahrene User haben mir erzählt, dass sie aus der Wortwahl, den Untertönen oder auch dem Reaktionstempo ihrer Chatpartner herausspüren, ob diese innerlich beteiligt sind oder nur so tun.

Internetsex ist unverbindlich, dafür aber auch konfliktlos.

Das ist so. Im Internet haben wir es mit der, man könnte sagen, reinen sexuellen Erregung zu tun, die durch nichts Reales unmittelbar gestört wird. Nicht durch einen skeptischen Blick, der sagt: «Na ja, auch nicht so dolle!» Nicht durch Phasen der erlahmenden Potenz, nicht durch divergierende Wünsche. Keine Falten und kein

Fussschweiss. Wenn man so will, ideale Verhältnisse, in denen sich offenbar sehr viele Menschen mindestens eine Zeitlang mit grosser Lust aufhalten mögen.

Finden Sie es eigentlich toll, dass es computergestützten Sex gibt?

Ich finde es toll, dass sich damit eine Möglichkeit auftut, die alltägliche und von Verboten und Hemmungen durchzogene Sexualität zu beleben. Das Medium macht die Teilnehmer sexuell mutiger. Das ist doch eine gute Nachricht. Ich denke, so kann der Cybersex zu einer Befreiung führen, die auch in der realen Alltagspraxis der Menschen Spuren hinterlassen wird.

Also bekommen wir doch noch die sexuelle Revolution, die wir längst verloren glaubten?

Nein. Denn das, was wir uns fälschlicherweise einmal unter sexueller Revolution vorgestellt haben, ist schlicht nicht einlösbar. Es gibt keine Sexualität ohne Konflikte und Schuldgefühle. Das Internet ist zwar im Vergleich zur realen Sexualität der Menschen schamlos, aber es zeigt uns deutlich, wie tief Scham- und Schuldgefühle mit der menschlichen Sexualität verbunden sind.

Wo sehen Sie die Gefahren des Cybersex?

Es gibt immer wieder Leute, die sich ernsthaft Sorgen machen, dass sie zu viel Zeit im Netz verbringen. Die erzählen dann, dass sie reale Verabredungen platzen lassen. In der Schwulenszene sagen Wirte und Betreiber von Saunas oder Klubs schon: «Das Scheiss-Internet macht uns das Geschäft kaputt.» Denn die Schwulen, die das Sexangebot im Netz überproportional häufig nutzen, bleiben viel mehr zu Hause und beschränken sich darauf, in ihrer Stammkneipe ein Bier zu trinken. Man muss nicht dramatisieren. Aber ich glaube tatsächlich, dass es ein Suchtpotenzial gibt. Man kann abhängig werden von dieser gigantischen sexuellen Erregung, die es so wohl wirklich nur im Netz gibt.

Sucht hiesse auch: das Bedürfnis nach ständiger Dosissteigerung.

Diese Gefahr ist vorhanden. Vor allem auch, weil das Medium stark dazu tendiert, Erregung und Befriedigung zu entkoppeln. Im Netz geht es im Grunde genommen um die

«Das Internet, dieser nahezu sanktionsfreie Raum, hat den Menschen die Zunge gelöst.»

totale Erregung. Sollte dazu masturbiert oder später sogar real kopuliert werden, ist das sekundär. Ohne Befriedigung aber wird die sexuelle Erregung eines Tages leer und schal. Da sitzen die Leute dann, getrieben von einem Wiederholungszwang, vor dem Computer und suchen die entschwundene sexuelle Erregung. Das ist dann im buchstäblichen Sinne sehr unheil.

Martin Dannecker

Es ist Frühling in Berlin, und die Menschen bevölkern den Kurfürstendamm, die weltberühmte Flaniermeile, zu der Martin Dannecker in Gehdistanz wohnt. Der knapp siebzehnjährige Sexualwissenschaftler lebte während vier Jahrzehnten in Frankfurt am Main und lehrte und forschte als Professor an der Goethe-Universität Frankfurt. Nach seiner frühzeitigen Pensionierung wagte er nochmals einen Neubeginn und zog vor fünf Jahren nach Berlin um, nicht zuletzt auch, weil sein Freund in der Hauptstadt wohnt. Dannecker wuchs im deutschen Schwarzwald auf. Er stammt aus einfachen Verhältnissen: Sein Vater, ein Kleinbauernsohn, wie auch seine Mutter, Tochter eines Grossbauern, haben nie einen Beruf erlernt. Dannecker war ursprünglich Industriekaufmann, dann besuchte er die Schauspielschule in Stuttgart, und später studierte er in Frankfurt Philosophie, Soziologie und Psychologie. Er habilitierte 1991 mit der sexualwissenschaftlichen Arbeit «Aids und Homosexualität».

Heute hält er Vorträge, publiziert Fachartikel und unterrichtet angehende Sexualberater. Er liebt Kunst, Theater und Musik und fühlt sich mitunter vom kulturellen Angebot Berlins «erschlagen». Seine Wohnung gibt beredtes Zeugnis von seinen Interessen: Allüberall Bücher und Bilder, dazu traumhaft schöne Tulpen auf dem Wohnzimmertisch. Und mittendrin ein Gastgeber, der sich mit grossem Genuss seinen Dunhill rot hingibt.

Viele Eltern von Jugendlichen befürchten, dass das pornografiegetränkte Internet die Sexualität ihrer Söhne und Töchter nachhaltig beschädigen könnte. Zu Recht?

Ich verstehe die Sorge dieser Eltern sehr gut. Wer nicht so vertraut ist mit dem Medium und eines Tages auf die schiere Flut an pornografischem Material stösst, bekommt sofort Angst, dass man sich darin verlieren müsse. Nur wissen wir aus den ersten empirischen Untersuchungen, die inzwischen vorliegen, dass die Jugendlichen relativ souverän damit umgehen. Sie suchen Pornografieseiten auf, die Knaben gezielter, die Mädchen stolpern eher zufällig drüber, schauen sich das Ganze an, und bei sogenannten pervertierten Inhalten, die sie nicht gross interessieren, klicken sie weiter.

Verharmlosen Sie jetzt nicht ein wenig? Viele Eltern haben doch Angst vor einer regelrechten Infizierung ihres Nachwuchses mit einem Porno-Virus.

Man darf folgenden Gedanken nicht unterschlagen: Die Jugendlichen, die im Netz nach

Sex suchen, sind keine unbeschriebenen Blätter. Sie haben bereits eine innere sexuelle Struktur, die zwar noch nicht ausdifferenziert, aber in den Grundzügen bereits fest verankert ist. Das sind keine leeren Gefässe, die alles, was ihnen angeboten wird, in sich aufsaugen, sondern sie verfügen über die Fähigkeit, etwas abzulehnen und zu sagen: «Das lassen wir jetzt wieder.» Jugendliche fallen nicht ins Grenzenlose und büssen auch ihre Beziehungsfähigkeit nicht ein, wenn sie sich hin und wieder Pornografie reinziehen. Im Gegenteil: Untersuchungen zeigen, dass die Jungen nach wie vor sehr beziehungsorientiert sind und Sexualität stark an Liebe binden. Die Überzeugung, dass Sexualität ohne Liebe wenig befriedigend sei, ist so ausgeprägt, dass ich mich frage, ob das auf realen Erfahrungen basiert oder bloss eine Idealvorstellung ist.

Ist das jetzt Ihr schwuler Blick, der Sie der Separierung von Sex und Liebe das Wort reden lässt?

Auch ich habe natürlich erfahren, dass der Sex, den ich jeweils zu Beginn einer Liebesbeziehung hatte, auf einer Höhe war, die er sonst nicht erreicht. Klar ist es etwas Grosses, wenn man jemanden liebt und gleichzeitig begehrt. Leider lässt sich diese Leidenschaft des Anfangs nicht auf Dauer halten, was die Schwulen pragmatischer als die Heterosexuellen mit einem entspannten Umgang mit der Promiskuität beantworten.

Sind die Schwulen deshalb auch so deutlich übervertreten beim Nutzen von Cybersex?

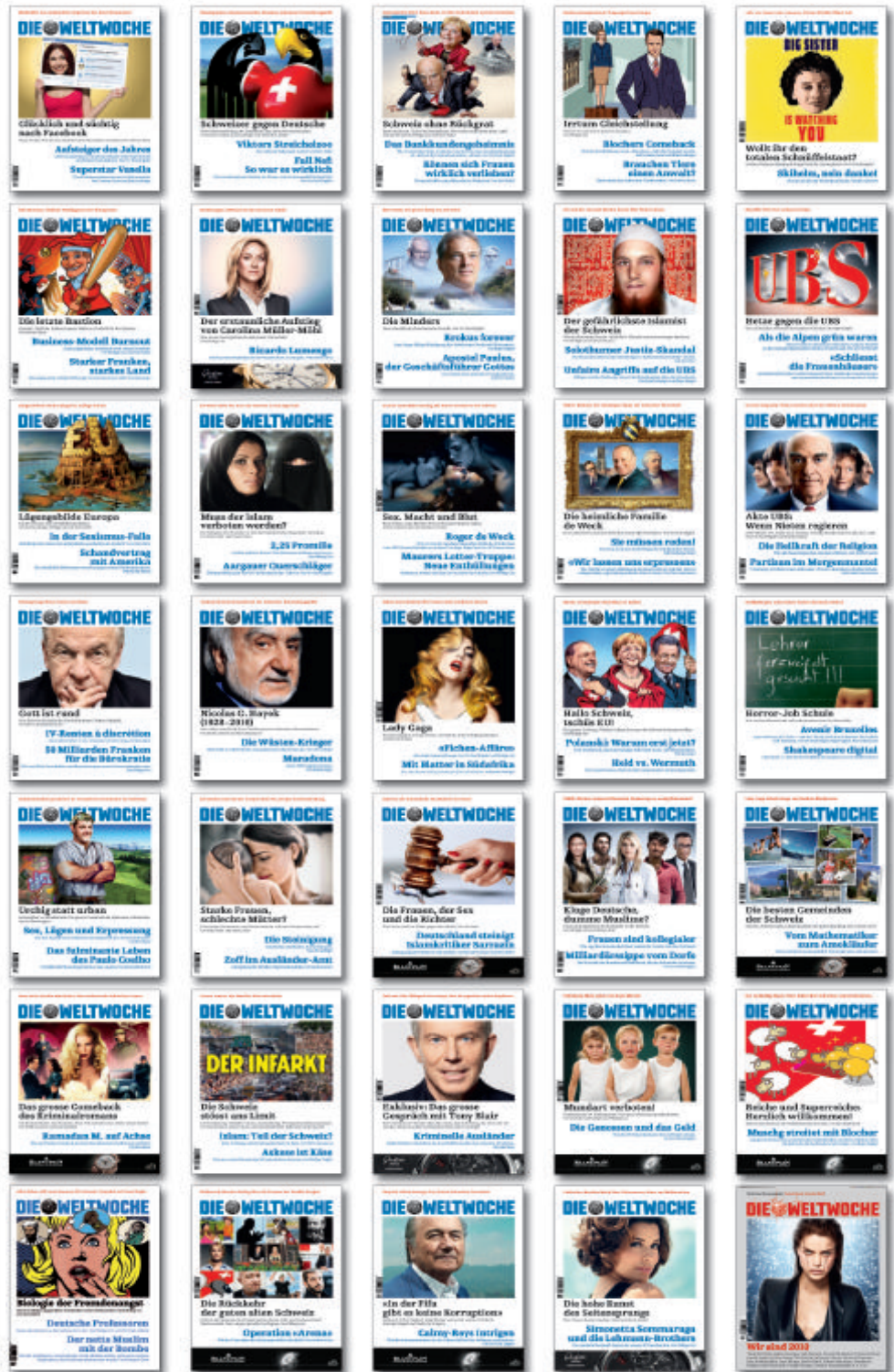
Die schwule Lebensform hat es schon immer mit sich gebracht, dass man sich als Angehöriger einer sexuellen Minderheit intensiver mit der eigenen Sexualität beschäftigt und sie daher auch stärker emotional besetzt. Schwule haben im Durchschnitt auch mehr Sexpartner als Heterosexuelle, sowohl im ganzen Leben wie auch in einer Zeiteinheit von zwölf Monaten. Entsprechend gross sind auch die Angebote im Netz, die sich ausschliesslich an männliche Homosexuelle richten.

Könnte auch sein, dass sich die Schwulen in der Folge von Aids vermehrt aufs Internet verlegt haben. Denn sichereren Sex als den virtuellen gibt es ja gar nicht.

In der Fantasie ist der Sex im virtuellen Raum natürlich alles andere als safe. Da gibt es keine Kondome, keinerlei Einschränkungen bei der Wahl der sexuellen Praktiken, null Kontrolle. Es kann gut sein, dass sich die Schwulen als diejenige Gruppe, bei der die Übertragungsgefahr immer noch am grössten ist, besonders zu einem Medium hingezogen fühlen, das ihnen keine sexuellen Einschränkungen abverlangt. ○

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche, mehr Vielfalt.



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.-.

Telefon: 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch,

oder unter www.weltwoche.ch/abo.

DIE WELTWOCHEN